

Judaica et Christiana

Herausgegeben von
Simon Lauer und Clemens Thoma

Institut für Jüdisch-Christliche Forschung
der Universität Luzern

Band 22

Verena Lenzen (Hg.)

Erinnerung als Herkunft der Zukunft

Zum Jubiläumssymposium des
Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung
an der Universität Luzern
(17.–19. September 2006)



PETER LANG

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien



PETER LANG

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
 Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
 Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| <i>Verena Lenzen</i> „Die Zukunft hat ein altes Herz.“ (Walter Benjamin). Festvortrag zum Symposium „Erinnerung als Herkunft der Zukunft“ | 7 |
| <i>Edmund Arens</i> Gemeinschaften der Erinnerung und Hoffnung. Jüdische und christliche Zugänge | 25 |
| <i>Christoph Dobmen</i> Erinnerungsgemeinschaft als hermeneutischer Schlüssel zur Bibel Israels | 45 |
| <i>Daniel R. Schwartz</i> Remembering the Second Temple Period: Josephus and the Rabbis, Apologetics and Rabbinical Training | 63 |
| <i>Aram Mattioli</i> Die Resistenza ist tot, es lebe Onkel Mussolini! Vom Umdeuten der Geschichte im Italien Berlusconis | 85 |
| <i>Thomas Maissen</i> Konfrontation der Erinnerungen. Jüdische und schweizerische Selbst- und Fremdbilder in der Weltkriegsdebatte der 1990er Jahre | 111 |
| <i>Jakob Hessing</i> Die deutsch-jüdische Literatur als traumatisierte Erinnerung | 133 |
| <i>Judith N. Klein</i> Der feine Sand des Gedächtnisses. Spuren verlorener Sprachen in der jüdisch-maghrebinischen Literatur | 149 |
| Verzeichnis der Autorinnen und Autoren | 169 |

ISBN 978-3-03911-502-0
 ISSN 0171-676X

© Peter Lang AG, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Bern 2008
 Hochfeldstrasse 32, Postfach 746, CH-3000 Bern 9
info@peterlang.com, www.peterlang.com, www.peterlang.net

Alle Rechte vorbehalten.
 Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
 Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
 ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt
 insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
 die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

uns sind.“⁷² Trotz der Empörung darüber, dass Berlusconi wiederum mit Faschisten auf Stimmenfang ging, wurde Giuseppe Ciarrapico in den Senat gewählt. Nicht genug damit blieb Wahlsieger Berlusconi, der gerade mit der Bildung seiner 4. Regierung beschäftigt war, der offiziellen Feier zum „25 aprile“ fern. In einem Akt von hoher symbolischer Bedeutung empfing er an diesem Tag stattdessen lieber Senator Ciarrapico zu einer Unterredung.⁷³ Man muss von einem bewusst inszenierten Affront ausgehen, der für die nächsten Jahre nichts Gutes verheisst. Nur wenige Tage später, am 28. April 2008, wurde mit Gianni Alemanno ein Postfaschist, der seine Karriere im neofaschistischen Movimento sociale italiano begonnen hatte, zum Bürgermeister Roms gewählt. Zum ersten Mal seit 1945 übernahm damit wieder ein profilierter Politiker der Rechten das symbolträchtige Bürgermeisteramt in der „ewigen Stadt“. In der Wahlnacht feierten ihn einige seiner Anhänger auf dem Kapitol, dem Sitz des Römer Rathauses, mit Faschistengruss und begeisterten „Duce-, Duce“-Rufen, während die rechtsextreme Europa-Abgeordnete Alessandra Mussolini ihre Genugtuung über Alemannos Wahlsieg äusserte. Schliesslich sei dieser auf den 63. Jahrestag der „Ermordung“ ihres Grossvaters durch Partisanen gefallen.⁷⁴

72 Berlusconi stützt Faschisten, in: Süddeutsche Zeitung, 11. März 2008; Berlusconi-Parteifreund bekennt sich zum Faschismus, in: Spiegel Online, 11. März 2008.

73 John Hooper, Cries of „Duce! Duce!“ salute Rome's new mayor, in: www.guardian.co.uk/world/2008/apr/30/italy/print.

74 Marianne Arens, Ehemaliger Faschist wird Bürgermeister von Rom, in: www.schattenblick.de/infopool/medien/altern/glei1970.html.

Konfrontation der Erinnerungen. Jüdische und schweizerische Selbst- und Fremdbilder in der Weltkriegsdebatte der 1990er Jahre

THOMAS MAISSEN

„Erinnerung als Herkunft der Zukunft“ – der Titel des Bandes bringt zum Ausdruck, dass das Gedächtnis sich auf Vergangenheiten bezieht, aber seine Relevanz dadurch gewinnt, dass es die Voraussetzung ist für individuelles und soziales Handeln in der Gegenwart und damit für die Gestaltung der Zukunft.¹ Das individuelle Gedächtnis ist nicht einfach ein Speicher eigener Erlebnisse, sondern es ist sozial und kulturell bedingt, insofern es eine Auswahl aus dem Wissen darstellt, das als Erzählung, als Schulstoff, als Gegenstand von Büchern, Bildern oder Filmen und in vielen anderen Formen und Medien angeboten wird. Übereinstimmungen in diesen erinnerten Wissensbeständen erlauben es, gesellschaftliche Gruppen als Erinnerungsgemeinschaften zu verstehen. Was sie zusammenhält, ihnen Kontinuität verleiht und Orientierung verheisst, ist nicht unbedingt die geteilte Erinnerung an gemeinsam Erlebtes, was bei Grossgruppen eher selten vorkommt (etwa bei wichtigen Ereignissen über das Fernsehen), sondern eher die erlernte, durch Kommunikation erworbene Erinnerung an das, was andere Angehörige der Gruppe früher erlebt haben oder gegenwärtig anderswo erleben. Fussballspiele muss man nicht selbst spielen, um sich an sie zu erinnern; man muss sie auch nicht einmal selbst gesehen haben, um daraus ein verbindendes „Wir-

1 Für die verschiedenen Typen von Gedächtnissen jetzt auch Hans J. Markowitsch, Harald Welzer, *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*, Stuttgart 2005; Aleida Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006.

Gefühl“ herzuleiten. So war die Erinnerung an den 4:2 Sieg der Schweizer Nationalmannschaft gegen Grossdeutschland bei der WM 1938 für lange Jahrzehnte ein konstitutives Element des Schweizerseins, hat aber diese Bedeutung inzwischen verloren.

Das kollektive Gedächtnis verändert sich also über die Zeit hinweg, noch stärker als das individuelle Gedächtnis, das ja auch dem steten Wandel unterworfen ist, aber von relativ wenigen Akteuren beeinflusst wird. Das kollektive Gedächtnis hingegen ist Gemeingut, inkohärenter Gegenstand und Ergebnis kontroverser Kommunikation zwischen all denen, die sich dafür interessieren, die sich als dessen Teilhaber verstehen. Gewisse Themen verschwinden unscheinbar aus dieser öffentlichen Kommunikation und damit, zumindest vorübergehend, aus unserer Erinnerung. Andere sind latent vorhanden und werden plötzlich aktuell und heiss umstritten. Was Teil des kollektiven Gedächtnisses ist und mit welchen Bewertungen es verbunden ist, hat wenig mit seiner Bedeutung in der Vergangenheit zu tun, aber sehr viel mit seinem – erhofften – Nutzen im Umgang mit der Gegenwart.

Die Schweizer Vergangenheit im Zweiten Weltkrieg gehört zu den Themen, die lange Zeit ein solides und stabiles Element im nationalen Gedächtnis der Schweizer bildeten. Wenig änderte sich daran, da alles zum Thema gesagt schien. Es existierte ein mehr oder weniger differenziertes, kaum umstrittenes Bild, mit ebenfalls mehr oder weniger dunklen Flecken neben viel Licht. Dies änderte sich ab 1995 fast schlagartig, als die sogenannten „Schatten des 2. Weltkriegs“ nicht nur zum Medienereignis Nr. 1 in der Schweiz wurden, sondern die Eidgenossenschaft in durchaus unbequemer Manier vor die Scheinwerfer der Weltöffentlichkeit zerrten, was sonst nicht oft der Fall ist.² Ausgangspunkt waren zuerst die Frage der nachrichtenlosen Vermögen jüdischen Ursprungs auf Schweizer Banken und die Ankäufe von Raubgold durch die Schweizerische Nationalbank im Krieg, später auch die Rückweisung von (jüdischen) Flüchtlingen, die danach im

2 Vgl. hierzu, auch im Folgenden, meine Ausführungen in Thomas Maissen, *Verweigte Erinnerung. Nachrichtenlose Vermögen und die Schweizer Weltkriegsdebatte 1989–2004*, Zürich 2005.

KZ ermordet wurden. Um diese Fragen entbrannte eine heftige, oft polemisch geführte internationale Kontroverse, wobei sich auf jüdisch-amerikanischer Seite einerseits vor allem der World Jewish Congress unter Edgar Bronfmans Leitung engagierte, andererseits die Anwälte in verschiedenen Sammelklagen und schliesslich in einer Zwischenstellung – halb Vermittler, halb Ankläger – Offizielle auf bundes- und teilstaatlicher Ebene, namentlich Unterstaatssekretär Stuart Eizenstat.

Diese Schweizer Weltkriegsdebatte ist der Ausgangspunkt für die folgenden Ausführungen über Erinnerungen, gewollte und verweigte, und über ihre Funktion für das gesellschaftliche Denken und Handeln. Dabei soll zuerst (1.) die Bedeutung kollektiver Erinnerung im Judentum und in der Schweiz charakterisiert und konfrontiert werden. Sodann ist zu fragen, (2.) aufgrund welcher globaler Veränderungen diese Erinnerungskulturen (und auch noch andere) ausgerechnet in den 1990er Jahren so heftig aufeinanderstossen mussten. Abschliessend folgen Überlegungen, (3.) welche Folgen dieser Konflikt in der Schweiz hatte und welche gesellschaftlichen Funktionen er erfüllte, vor allem im nationalkonservativen Diskurs über die Schweiz und auch in Bezug auf die Schweizer Juden und Jüdinnen.

Kollektive Erinnerung im Judentum und in der Schweiz, das ist vorwegzuschicken, schliessen sich nicht aus, auch wenn beides hier gegenübergestellt wird. Es gibt eine schweizerisch-jüdische kollektive Erinnerung, das Produkt also der Kommunikation von und unter Schweizer Juden – und das ist eine Kommunikation, welche das Gespräch, das Gedächtnis der nichtschweizerischen Juden ebenso umfasst wie dasjenige der nichtjüdischen Schweizer. Aber es ist schon aufgrund der demographischen Verhältnisse nicht überraschend, wenn im kollektiven Gedächtnis der Eidgenossen die jüdische Erinnerung lange keine Rolle gespielt hat, ja diese mehr oder weniger bewusst ausgespart blieb – ihr also die Zugehörigkeit zur nationalen Identität, zum nationalen Selbstverständnis verweigert wurde. Wenn also hier die Rolle der kollektiven Erinnerung für Juden und für

Schweizer erörtert wird, dann ist mit Letzteren pauschalisierend die nichtjüdische schweizerische Mehrheit gemeint.

1. „Verweigte Erinnerung ist Mord“ lautet eine sprichwörtliche Kurzformel für das jüdische Verständnis, wie mit der eigenen Vergangenheit umzugehen ist.³ Es ist bezeichnend für eine Kultur, die Zusammenhalt und Identität in einer jahrtausendlangen Diaspora aus dem kollektiven Gedenken an Ursprünge und Herkunft gewann und bewahrte. „Verweigte Erinnerung ist Mord“, das erinnert die Lebenden an ihre Mitverantwortung für die Verstorbenen: Nur der ist wirklich tot, dessen niemand mehr gedenkt, und in der Erinnerung an einen jeden Einzelnen lebt das ganze Volk fort. Das meint auch das seit Richard von Weizsäckers Gedenkrede vom 8. Mai 1985 oft zitierte chassidische Motto der Gedenkstätte Yad Vashem, das auf Isaac Luria (1534–1572) und Baal-Schem-Tow (1700–1760) zurückgeführt wird: „Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das Geheimnis der Erlösung heisst Erinnerung.“⁴ Die Erinnerung bezieht sich nicht nur auf das Vergangene, sondern gestaltet die Zukunft: Wer sich erinnert, und namentlich des vergangenen Unheils gedenkt, vergegenwärtigt die Tatsache, dass ein Bruch mit Gott besteht – und das beschleunigt wiederum die Ankunft des Messias, also die Erlösung. Die individuelle jüdische Existenz soll nicht losgelöst, sondern als zusammenhängender Teil einer Gemeinschaft verstanden werden, welche die erinnerte Vergangenheit ebenso umfasst wie die kontinuierlich weiter zu tradierende Zukunft.

Das gilt ganz besonders hinsichtlich der Shoah: Bei der Eröffnung des Holocaust-Museums in Washington sprach der Auschwitz-Überlebende und Nobelpreisträger Elie Wiesel 1993 genau diesen Gedanken aus: „To forget would mean to kill the victims a second time. We could not prevent their first death; we must not

3 <http://www.kath.de/bistum/limburg/texte/kamphaus/pfingsten2000.htm> (14. Mai 2003).

4 <http://www.bundespraesident.de/Reden-und-Interviews/Reden-Richard-von-Weizsaecker-12166.629421/Ansprache-von-Bundespraesident.htm> (17. März 2007).

allow them to vanish again. Memory is not only a victory over time, it is also a triumph over injustice.“⁵ Tatsächlich ist der Holocaust für die Juden als Negativschablone der Erinnerungsort, der alle Voraussetzungen erfüllt, um langfristig gemeinschaftsbildend zu wirken: Die NS-Rassenpolitik definierte die Juden im umfassendsten Sinn, sie abstrahierte gnadenlos von allen innerjüdischen Differenzen, sosehr diese sonst nach der Devise „Zwei Juden, drei Meinungen“ gepflegt und zelebriert werden können. Ob Ashkenasim, Sephardim oder Orientale, ob in Israel oder in der Diaspora, ob liberal, konservativ oder orthodox, Assimilierte, Zionisten wie Antizionisten – angesichts des Holocaust sind sie alle eins. So konnte die Erinnerung an den Völkermord auch zur Mahnung gegen die Assimilation werden, eine fruchtlose Assimilation, da sie niemanden vor Hitlers Schergen bewahrt hatte. Gerade bei der Abwehr der Assimilation wurde der Holocaust zumindest für die nordamerikanischen Juden zu einem erst-rangigen Identitätsfaktor: Im Jahre 1998 nannten sie ihn in einer Meinungsumfrage erstmals an oberster Stelle derjenigen Phänomene, die zentral für das jüdische Bewusstsein seien. Im Gedenken an den Holocaust und seine Opfer erfahren sich die Juden als Gemeinschaft und andersartig auch in einer Umwelt, die auf den ersten Blick nicht als unvertraut wahrgenommen wird.

Die gemeinsame Erinnerung an die Katastrophe verbindet nicht nur die Diaspora mit Israel, sondern ist auch ein Kernaspekt der Gründungsgeschichte des Staates Israel. Ebenfalls in Yad Vashem drückt etwa Naftali Bezems Kunstwerk *From Holocaust to Rebirth* von 1970 diese Rolle der Shoah aus: Das Vermächtnis des Judentums ist durch die Überlebenden des Holocaust nach Israel gebracht worden, wo es unter einer neuen Generation wieder aufblüht. Der Völkermord wurde so integraler Bestandteil eines teleologischen israelischen Gründungsmythos, der ambivalent ist: Die Israeli traten die rechtliche und moralische Nachfolge einer jüdischen Vergangenheit an, deren Wiederholung sie aber durch eine Politik der Stärke für immer

5 <http://www.civnet.org/resources/document/historic/elie.htm> (14. Mai 2003).

verhindern wollten. Der erlittene Völkermord wird so Teil des Weges, der dem auserwählten Volk aufgegeben ist.

Wozu dient nun, im Vergleich dazu, die kollektive historische Erinnerung bei den (nichtjüdischen) Schweizern? Die Schweiz ist, anders als die meisten Nationalstaaten, weder ethnisch noch sprachlich oder konfessionell homogen und ist es nie gewesen. Um also die eigene Staatlichkeit zu erklären und die sogenannte „Willensnation“ als „Sonderfall“ zu legitimieren, spielt der Rekurs auf die gemeinsame Geschichte, die historische Erinnerung eine noch viel grössere Rolle als bereits in anderen Ländern, und dies seit den spätmittelalterlichen Anfängen einer eidgenössischen Historiographie. Das schweizerische Geschichtsbild ist in verschiedener Hinsicht einzigartig: Seine zentralen Figuren – Tell, Winkelried – haben nie gelebt; das historische Hauptereignis ist eine Niederlage, Marignano; der modellhafte Aufbau eines modernen Bundesstaats seit 1848 wird vernachlässigt zugunsten der sagenhaften Gründungsgeschichte von 1291, die mit ihrem Bundesschwur all die späteren Konflikte übertrücht: zwischen Stadt und Land, Reformierten und Katholiken, Liberalen und Konservativen, Welschen und Deutschschweizern. Über diese Brüche und Widersprüche hinweg werden als zeitloses, einigendes Band in einem Alpenvolk von massvollen und naturnahen Bauern eine Reihe von Prinzipien formuliert: Freiheitsliebe, (direkte) Demokratie und Föderalismus, Widerstands- und Opferbereitschaft, Konsensbereitschaft, interne Solidarität und Neutralität.

Es geht hier nicht darum zu urteilen, inwiefern diese Qualitäten von den Schweizern und für die Schweizer Geschichte berechtigterweise beansprucht werden oder nicht. Wichtig für uns ist, dass sie die tragenden Säulen eines stimmigen Geschichtsbilds wurden, das einige im weltweiten Rahmen tatsächlich einmalige Tatsachen zu erklären hatte: staatliche und weitgehend auch territoriale Kontinuität seit dem Spätmittelalter, keine Verwicklung in äussere Konflikte seit 1815, keine Bürgerkriege oder Revolutionen seit 1847, und all dies, obwohl (oder weil) verschiedene Sprachgruppen, Konfessionen und Kulturen auf engstem Raum nebeneinander leben. Die Erklärung für diese einmalige Erfolgsgeschichte war die Lehre vom helvetischen Sonder-

fall, eine rein historische, überkonfessionelle Begründung der eigenen staatlichen Existenz als säkulare Verwirklichung eines auserwählten Volks. Die Basis dieser politischen Gemeinschaft ist die politische Tugend, und darin unterscheidet sie sich von der stets auch religiösen Fundierung der jüdischen Identität, die bei aller Bedeutung von Israel auch mehr umfassen muss und zumeist ganz anderes umfasst hat als die schiere staatliche Existenz.

Gemeinsam ist dem religiös-jüdischen wie dem säkularschweizerischen Selbstverständnis, dass sie beide im eigentlichen wie im übertragenen Sinn unmissionarisch sind. Die Schweiz wird verstanden als ein Sonderfall, den bloss die Geschichte erklären kann und der den anderen Völkern auch nichts zu predigen hat, da die Voraussetzungen für Nationen- und Staatsbildung überall sonst ganz anders gelagert sind. Die Auserwähltheit eines partikularen Kollektivs lässt sich nicht übertragen, und schon gar nicht in einer unverbesserlich schlechten Welt, in der man sich gegen wechselnde Gefahren selbst verteidigen muss und für die man letztlich nichts anderes tun kann, als hin und wieder (mit Henri Dunant) ein humanitäres Pflasterchen anbringen. Dies war die eidgenössische Lektion aus dem nationalistischen Irrsinn, der in den Ersten Weltkrieg mündete – die Schweiz aber nicht in seinen Strudel zog.

In dieses nationale Selbstverständnis, das sich in der Grundhaltung eines „hochgemuten Pessimismus“ (so Karl Meyer im Gefolge Carl Spittlers) niederschlug, liess sich dann auch die Verschonung im Zweiten Weltkrieg nahtlos einbauen.⁶ Der Weltkrieg, sonst überall ein Trauma aus Schwäche und Niederlage, Verrat, Kollaboration und Völkermord, wurde für die Schweizer im Rückblick zu einer bestandenen Bewährungsprobe, zu einem Endpunkt für das Landesstreichtrauma, zum Anfang der konsensdemokratischen Zauberformel. Diese Erfolgsgeschichte, so war man überzeugt, verdankten die Schweizer vielleicht Gottes untrüglichen Ratschluss, vor allem aber ihrer eigenen politischen Tugend und dem entsprechenden Volkscharakter: massvoll,

6 Dazu Thomas Maissen, Hochgemuter Pessimismus. Zum Selbstverständnis einer Generation, NZZ 166, 19. Juli 2000.

freiheitsliebend, fleissig und opferbereit in der föderalistischen, demokratischen Struktur eines plurikulturellen Kleinstaats, dem dank der immerwährenden bewaffneten Neutralität der Ausstieg aus der Logik des nationalen Machtstaats gelungen sei. Die Prinzipien schienen seit den politischen Anfängen der Eidgenossenschaft unverändert zu sein: „Der Starke ist am mächtigsten allein“, und „Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst.“⁷ Diese Sätze, die Friedrich Schiller seinem Tell in den Mund legt (ohne dass dies die Botschaft des Stücks wäre), konnten für die eidgenössische Aussenpolitik seit jeher beansprucht werden: Allianzfreiheit als Quelle der Stärke, des Überlebens; keine festen – politischen oder militärischen – auswärtigen Verbindungen, damit auch keine Gefahr, in die fremden Händel hineingezogen zu werden, die immer wieder zu irrationalen Schlächtereien führten. Der erwähnte 4:2 Fussballsieg gegen Grossdeutschland zeigte es: Wenn es ernst galt, konnten die unerschrockenen Eidgenossen jedem Gegner widerstehen.

Gewiss ist diese Deutung der Weltkriegsjahre in mancher Hinsicht mit dem Mythos der Résistance in ihren zahlreichen nationalen Varianten zu vergleichen. Aber im Unterschied zu diesen musste die schweizerische Kriegererinnerung nicht daneben auch die Erfahrung von Niederlage, Demütigung, Leichenfeldern und Mitschuld verarbeiten. Der Zweite Weltkrieg erschien ihr als ein Tiefpunkt der ohnehin pessimistisch beurteilten menschlichen Gattung und Zivilisation; aber er wurde zugleich zu einem Höhepunkt der nationalen Geschichte, zu einem Ereignis, das man noch 1989, 50 Jahre nach Kriegsausbruch, in der „Übung Diamant“ feierlich begehen konnte, als Erinnerung an Wehrbereitschaft, Entsagung und Solidarität, die von unerwartetem, aber verdientem Erfolg gekrönt war – und die am Ende des Kalten Kriegs und im Hinblick auf die Armeeabschaffungsinitiative noch einmal als Modell dienen sollte.

Man darf es sich nicht zu leicht machen, über dieses Geschichtsbild den Stab zu brechen. Es war in vieler Hinsicht plausibel und hatte den grossen Vorteil, dass es die subjektive Erfahrung der Ak-

7 Friedrich Schiller, Wilhelm Tell, 1. Akt, 3. Szene.

tivdienstgeneration, ihre keineswegs angenehmen, sondern entbehrungsreichen Jahre im Militärdienst, mit Rationierungskarten und in Isolation mit einem übergeordneten Sinn versah, demselben Sinn, mit dem man 1939 gefasst die Entsagungen auf sich genommen hatte: Die nationale Unabhängigkeit und damit das eigene Leben wurden gerettet. Dieser entscheidende und nicht selbstverständliche Erfolg blendete aber auch einiges aus, schon im Krieg und erst recht in den Jahren danach, im Kalten Krieg, als die Erinnerung an die überstandene Nazibedrohung die Schablone bildete, vor der die Nachwachsenden zum Existenzkampf gegen die rote Gefahr erzogen wurden.

Die Konsequenzen der wirtschaftlichen Kooperation mit dem Dritten Reich, und zwar die Konsequenzen für die Opfer des Nationalsozialismus und für diejenigen, die ihn mit der Waffe bekämpften, diese Konsequenzen wurden mit dem flapsigen Bonmot verdrängt, man habe an sechs Tagen der Woche für die Deutschen gearbeitet und am siebten Tag für den Sieg der Alliierten gebetet. Die Flüchtlingspolitik bildete gewiss eine nie richtig vernarbende Wunde im heroischen Selbstbild der Kriegsjahre; doch die Rückweisungen wurden als bedauerliche, aber letztlich kaum vermeidbare Reaktion auf die Nazi-Barbarei behandelt. Dass es hausgemachte Kontinuitäten in der Flüchtlingspolitik gab, die weit vor die NS-Zeit zurückreichten, wurde ausgeblendet; und ebenso, dass der Antisemitismus dabei eine bedeutende Rolle spielte. Die schweizerische Position lautete zusammengefasst: Wir waren traurig, dass wir beim Holocaust zuschauen mussten, aber wir hatten keine Wahl.

Diese kollektive Erinnerung mit ihren bezeichnenden Lücken hielt sich jahrzehntelang, weil sie während des Kalten Krieges nicht grundsätzlich mit anderen Sichtweisen konfrontiert wurde; und weil sie während des Kalten Krieges auch im Rahmen des Systemgegensatzes Sinn machte: der neutrale Zuschauer, der mit allen Handel treibt, aber im Kriegsfall zumindest potenziell schon auf der richtigen Seite steht. Die Lektion der Jahre 1933–45 wurde in den folgenden 50 Jahren beherzigt, die Erinnerung an die nationale Höchstleistung im Krieg gepflegt. Erst nach 1989, als auch die Schweizer unvermittelt rasch in eine post- und supranationale Gegenwart ge-

schleudert wurden, mussten sie sich den Erinnerungskulturen Anderer stellen – derjenigen, die durch die Nazis entrechtet und vernichtet worden waren; und derjenigen, die nicht nur potenziell, sondern real gegen die Achsenmächte gekämpft hatten. Ihnen gegenüber hielt die Schweiz während der ganzen Weltkriegsdebatte und im Wesentlichen bis heute fest, was Bundesrat Arnold Koller 1997 erklärte: Wir brauchen uns nicht zu schämen. Eine Entschuldigung kam nicht in Frage, und um Entschuldigungen wäre es in der Weltkriegsdebatte in erster Linie gegangen. Eine Entschuldigung würde bedeuten, dass der Weg des nationalen Egoismus von 1933–1945 vielleicht bis 1989 Sinn machte, aber in der Gegenwart überholt ist. Das konnte nicht sein. Wir brauchen uns nicht zu schämen, heisst: Wir machen so weiter wie bisher.

2. Welche Gründe führten dazu, dass das schweizerische Selbstbild mit seinen Kontinuitätsvorstellungen zu einem internationalen Thema wurde, im Ausland aber nicht mehr zu vermitteln war? Vier verschiedene Aspekte seien hier angeführt, die Restitution von enteignetem – jüdischen – Vermögen nach 1989, die Universalisierung des amerikanischen Holocaust-Gedenkens und der amerikanischen Gesetzgebung in Wirtschafts- und Sanktionsfragen sowie die Bedeutung des Holocaust als europäischer Gründungsmythos.

a. Mit der deutschen Wiedervereinigung und dem Artikel 41 des entsprechenden Vertragswerks wurde das Prinzip „Rückgabe vor Entschädigung“ festgelegt. Unvermeidlich fiel damit schon bald Licht auf die sogenannten Doppelpfer, vor allem Juden, deren Eigentum zuerst von den Nazis arisiert und dann von den Kommunisten verstaatlicht worden war. Dies wiederum war kein Phänomen, das auf Deutschland beschränkt war. Die Restitutionsproblematik wurde bald im ganzen ehemaligen Ostblock zentral, nachdem den Transitionsländern deutlich kommuniziert worden war, dass der rechtsstaatliche Umgang mit Minderheiten und die marktwirtschaftliche Garantie von „property rights“ Voraussetzungen für die Aufnahme in die Nato und die EU waren. Die Wiederherstellung früherer Eigentumsverhältnisse nach dem Prinzip „Rückgabe vor Entschädigung“ war allerdings mehr als

ein rein rechtlicher Akt zugunsten früherer Opfer. Vielmehr weckte die Suche nach Belegen für einstige Eigentumsverhältnisse auch die Erinnerung an und die Neugier für Welten, die in ganz Europa, vor allem aber in den später kommunistischen Staaten während des Krieges untergegangen waren, mit einem entsprechenden Boom an archivalischen Forschungen, Memoirenliteratur, Ausstellungen usw. Das verlorene Eigentum wurde damit zu einer entscheidenden materiellen Voraussetzung, um diese Erinnerungen wieder beleben zu können. Wer einem Erben diese Grundlage der Erinnerung – eben sein Erbe – vorenthielt, verweigerte ihm in dieser Betrachtungsweise also nicht nur irdische Güter. Dem Erben fehlte, ohne seine Erbschaft, auch eine Voraussetzung, um im Sinn des zitierten chassidischen Mottos seiner Verpflichtung gegenüber den Toten, den Ermordeten nachzukommen, damit aber auch seiner Verpflichtung gegenüber seinen eigenen Wurzeln als Individuum und als Angehöriger des ältesten monotheistischen Kulturvolks, der Juden.

b. Die Wiedergutmachung für die bislang ungesühnte Verletzung individueller Vermögensrechte wurde damit aber nicht nur zu einem fundamentalen Anliegen des Judentums, sondern auch zu einem zentralen Verhandlungsgegenstand einer umfassenderen internationalen Moral.⁸ Wie Daniel Levy und Natan Sznaider gezeigt haben, erhielt der Holocaust im Zeitalter der Globalisierung nämlich eine etwas paradoxe Doppelbedeutung, einerseits als ganz exklusiv jüdisches, kollektives und heilsgeschichtlich gedeutetes Schicksal; und andererseits als dessen universalistische Auslegung, die im Holocaust das prinzipielle Gegenteil allgemeinverbindlicher Menschenrechte sieht und ihn zur Basis eines supranationalen kulturellen Gedächtnisses erhebt, damit auf dieser Basis die Rechte des Individuums in Zukunft besser geschützt sein mögen.⁹ Mit der Fokussierung auf den

8 Elazar Barkan, *Völker klagen an. Eine neue internationale Moral*, Düsseldorf 2002.

9 Daniel Levy, Natan Sznaider, *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust (Edition Zweite Moderne)*, Frankfurt a. Main 2001; vgl. auch Peter Novick, *Nach dem Holocaust. Der Umgang mit dem Massenmord*, Stuttgart, München 2001.

Holocaust wurde der Zweite Weltkrieg nicht mehr – wie früher – als Abwehrkampf vieler verschiedener Staaten gegen einen perversen deutschen Nationalismus interpretiert, sondern als Fanal der Moderne, als Vernichtungsfeldzug der europäischen Nationen gegen ihre ungeliebte, transnationale Minderheit, die Juden. Nicht als Angehörige eines Feindstaats fielen sie dem Terror zum Opfer, sondern die Nationalsozialisten und ihre Helfershelfer in allen Ländern beraubten und ermordeten systematisch ihre eigenen jüdischen Mitbürger, Männer, Frauen und Kinder. In der Wahrnehmung der neunziger Jahre richtete nicht nur die professionelle Historiographie ihren neuen Fokus auf die Leiden der Opfer. Paradigmatisch war vor allem Steven Spielbergs *Schindler's List* von 1993, in dem man, anders als in früheren Kriegsfilmern, nicht länger Alliierte sieht, die in einem alle überwältigenden Krieg gegen deutsche Nazis kämpfen, sondern man ist, mit Oskar Schindler, direkt konfrontiert mit individuellen Tätern und Opfern, mit dem konkreten antisemitischen SS-Offizier, der das konkrete jüdische Mädchen abknallt. Schindler, selbst ein Deutscher, ja ein NSDAP-Mitglied, tut in diesem Kampf zwischen Gut und Böse sein Bestes, und dies ist die moralische Botschaft: Auf jeden von uns kommt es an, wenn sich der Holocaust nicht wiederholen soll, wenn eine Weltordnung existieren soll, welche die Bedrohung von Kollektiven durch den Schutz von Individuen abzuwenden verspricht.

Dass der Holocaust damit nicht eine rein jüdische, sondern eine universalistische Lektion lehrt, bewies Elie Wiesel 1993 – dem Jahr der Uraufführung von *Schindler's List* – bei der Einweihung des Holocaust Memorial Museum an der Mall in Washington: Unter Berufung auf den Völkermord forderte der Friedensnobelpreisträger, Clinton solle in Bosnien eingreifen. Als dann im Kosovokonflikt tatsächlich eine alliierte Militärintervention erfolgte, erklärte derselbe Clinton im März 1999, auch der Holocaust wäre vermeidbar gewesen, wenn man rechtzeitig gehandelt hätte. Die Bomben auf Serbien wegen eines inneren Konflikts waren ein Verstoß gegen das herkömmliche Völkerrecht, das zum Erhalt des Friedens die Grenzen eines souveränen Staates für unverletzbar erklärt und sich – in Erinnerung an die früh-

neuzeitlichen Glaubenskriege – gegen jede moralische Begründung eines angeblich „gerechten“ Krieges gewandt hat. Der Schutz von Menschenrechten wurde in den 1990er Jahren neu zu einer moralischen Rechtfertigung, sich – notfalls auch kriegerisch – in die inneren Angelegenheiten souveräner Staaten einzumischen.

c. Das Holocaust Memorial Museum, in dem die Amerikaner zum Leidwesen etwa der Armenier exklusiv an den Genozid eines einzigen Volkes erinnert werden, sollte der seit dem Umbruch von 1989 nunmehr einzigen Supermacht die moralischen Richtlinien liefern, um daraus Orientierung und Grundlagen für das ordnende Handeln in einer zuweilen manichäisch interpretierten Welt zu gewinnen. Die globale Hegemonialmacht sah sich konfrontiert mit vielen Herausforderungen, bei deren Bewältigung sie die oft wenig rücksichtsvolle Verteidigung von Eigeninteressen mit der Suche nach internationalcm Rückhalt ebenso kombinierte wie partikularistischen Egoismus mit universalistischem Idealismus. Das galt nicht nur bei der Frage nach humanitären Interventionen, in Jugoslawien und Ruanda, und beim Transitionsprozess in Europa, sondern auch beim Golfkrieg und dem danach eingeleiteten, vorübergehend hoffnungsvollen Friedensprozess im Nahen Osten. Sanktionen erhielten in einer nicht länger bipolaren Welt eine ganz neue Bedeutung und Wirksamkeit, und die USA setzten dezidiert darauf, ihre wirtschaftliche und politische Machtstellung auf diesem Weg auszuspielen: So untersagte 1996 das Helms-Burton-Gesetz Investitionen in kubanische Firmen durch (auch nicht-amerikanische) Unternehmen, die in den USA tätig waren. Die entsprechenden Streitigkeiten mit der EU und Kanada trug als Untersekretär für Handelsfragen und Sonderbeauftragter für Kuba Stuart Eizenstat aus, der dann wenig später einer der Hauptakteure im Konflikt mit der Schweiz werden sollte, ebenso wie Senator Alfonse D'Amato, der 1996 das D'Amato-Kennedy-Gesetz gegen Investitionen in den Erdöl- oder Gassektor von Iran oder Libyen durchbrachte. Andere Länder nahmen derartige amerikanischen Gesetze mit internationalen Folgen als unilateralen Rechtsimperialismus wahr, wobei es den Amerikanern nicht zuletzt darum ging, dass die in den USA tätigen ausländischen Unternehmen sich

aus Gründen der Gleichbehandlung denselben Regeln zu unterwerfen hatten wie die amerikanischen Firmen auch. Aus diesen Gründen wurde etwa im Bereich der finanziellen Dienstleistungen, wo die Globalisierung gerade auf dem amerikanischen Markt ganz neue Dimensionen von Geschäften und Gewinnen eröffnete, eine Anpassung der Gesetzgebung auch in den Heimatländern derjenigen (Gross-)Banken erstrebt, die nun als neue Konkurrenten auftraten und sich – wie die schweizerischen UBS und Credit Swiss – durch den Kauf von amerikanischen Finanzinstituten selbst amerikanisierten. Die zahlreichen Modifikationen etwa im Bereich von Rechtshilfe, Insiderhandel, Geldwäscherei, Börsen- und Effektenhandel oder Corporate Governance gingen auf entsprechende Bemühungen zurück, dass sich die Schweizer Manager nicht nur hinsichtlich der Löhne an den Verhältnissen in den USA ausrichten sollten.

d. Wie die amerikanische Gesetzgebung, so wirkte sich auch die neue Gedenkkultur mit ihrer Konzentration auf den Holocaust auf Europa aus, wo sie eine zusätzliche Dimension erhielt. Am 27. Januar 2000, dem 55. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz, fand die internationale Holocaust-Konferenz in Stockholm statt. Die Shoah wurde dort zur Basis einer neuen, postnationalen Weltordnung erklärt, und der deutsche Minister Michael Naumann verkündete ausdrücklich: „Aus der Erinnerung des Holocaust müssen die richtigen Antworten für Politik und Gesellschaft in zukünftiger Geschichte erwachsen.“¹⁰ Vor dem Hintergrund der Balkankonflikte war dies auch als aktueller Appell zu verstehen, „to fight those evils“, nämlich Genozid, ethnische Säuberungen, Rassismus, Antisemitismus und Fremdenhass – wie sie der dritte Artikel der massgeblich vom israelischen Historiker Yehuda Bauer formulierten Stockholmer Erklärung aufzählte. Das Ende des Dokuments leitete aus der gemeinsamen Erinnerung an die vergangenen Opfer die gemeinsame Verpflichtung der Menschheit zu gegenseitigem Verständnis und Gerechtigkeit her: „Our commitment must be to remember the victims who peris-

10 http://www.holocaustforum.gov.se/conference/official_documents/speeches/naumann_tysk.htm (22. Februar 2007).

hed, respect the survivors still with us, and reaffirm humanity's common aspiration for mutual understanding and justice.“¹¹

So universal die Formulierung und so international die Teilnehmerschaft der Stockholmer Tagung waren, so klar gab es einen europapolitischen Fokus. Der Holocaust wurde von den Anwesenden verstanden als die Negation aller Werte, die eine gemeineuropäische Zukunft und supranationale Solidarität begründen sollten. Die europäische Integration sollte nicht, wie die Nationenbildung im 19. und 20. Jahrhundert, über geteilte äussere Feindbilder erfolgen (etwa die Türkei oder der Islam), sondern als geteilte Verpflichtung gegen das Böse im eigenen Inneren, gegen die eigene, gemeinsame, verhängnisvolle Vergangenheit. Was haben die Europäer von Lissabon bis Riga, von Oslo bis Saloniki anderes gemeinsam, als dass sie – über Jahrhunderte hinweg und immer wieder – die Juden im Stich gelassen, verraten, beraubt und ermordet haben? Die allen Nationalisten eigene antisemitische Vergangenheit sollte die Richtschnur werden für eine gemeinsame, supranationale Menschenrechts- und Minderheitenpolitik in Europa. Dieses Prinzip wurde in Stockholm gleich in die Tat umgesetzt, indem die EU exemplarische Sanktionen gegen ihr Mitglied Österreich ergriff, nachdem dort die nationalistische FPÖ um Parteipräsident Jörg Haider in die Regierung eingetreten war. Auf die wachsende Isolierung des Landes reagierte das österreichische Regierungsprogramm mit einer Präambel, die beruhigen sollte und festhielt: „Die Einmaligkeit und Unvergleichbarkeit des Verbrechens des Holocaust sind Mahnung zu ständiger Wachsamkeit gegen alle Formen von Diktatur und Totalitarismus.“¹² Ausgerechnet in einer Regierung, die Verharmloser und Revisio-nisten der NS-Verbrechen einschloss, diente damit der Holocaust als Referenzpunkt eines Regierungsprogramms.

3. Die geschilderten Phänomene führten in verschiedener Hinsicht dazu, dass das Schweizer Selbstbild mit den veränderten Paradigmen

11 <http://www.holocaustforum.gov.se/pdfandforms/deklaration.pdf> (22. Februar 2007).

12 http://www.osze.at/od/deklaration_de.html (22. Februar 2007).

im Ausland und mit der Aussenwahrnehmung des Landes kollidierte. Auch hier seien einige Aspekte aufgelistet.

Die Neutralität als fundamentale Staatsmaxime und höchster Ausdruck der Schweizer Souveränität, gerade auch bei der Interpretation des Weltkriegs, wurde durch supranationale Ordnungen auf europäischer oder globaler Ebene entwertet, besonders wenn sie – im Verständnis vieler Schweizer – als Abseitsstehen in einer wölfischen Staatenwelt interpretiert wurde und quasi Schuldunfähigkeit implizierte. In einer internationalen Deutung der NS-Zeit, die sich vom kollektiven Staatenkrieg hin zu individuell erlittenen Menschenrechtsverbrechen verschob, wurde aus der Neutralität zudem verantwortungsloses Wegsehen, ja duldendes Gewährenlassen. Elie Wiesel deutete Neutralität gar als Indifferenz gegenüber dem Bösen: „When human dignity is at stake, neutrality is a sin, not a virtue; ... neutrality, which used to be, at one time, a high ideal or ideal of nations is wrong. Reject it! You must side with the victim, even if you both lose.“¹³ Gross war der Aufschrei in der Schweiz, als der Generalsekretär des World Jewish Congress, Israel Singer, diesen Gedanken auf den Punkt brachte, „that Swiss «neutrality» in the face of evil was a crime“.¹⁴

Die Perspektive der – amerikanischen – NS-Gegner, die wirklich gegen die Achsenmächte kämpften und dabei viele Opfer erlitten, stiess auf das Kriegsbild derer, die – in der Schweiz – zu einem Kampf bereit gewesen wären, um die Unabhängigkeit ihrer Heimat zu verteidigen, aber scheinbar paradoxerweise wirtschaftlich mit der sie bedrohenden Macht kooperierten und sie damit gegen die Alliierten unterstützten. Aus dieser Situation nährte sich Stuart Eizenstats

13 David Johnston, Elie Wiesel, The Raoul Wallenberg Forum on Human Rights, in: Irwin Cotler (Hg.), Nuremberg Forty Years Later: The Struggle Against Injustice In Our Time, Montreal 1995, 20.

14 Dazu Thomas Maissen, Neutralität zwischen Gestern und Heute. Israel Singers Vorwurf beim Gedenken an Auschwitz, NZZ 25, 31. Januar 2005.

Vorwurf von 1997, die Schweiz habe den Krieg verlängert, die zu heftigsten Auseinandersetzungen Anlass bot.¹⁵

Die Schweizer Perspektive des waffentragenden, patriotisch handelnden Helden, idealiter der auf sich selbst gestellte und zuletzt erfolgreiche Wilhelm Tell, war nicht vereinbar mit dem Massenmord eines Staates an Millionen von unschuldig und passiv leidenden Zivilopfern, oft sogar seinen eigenen Bürgern, für deren Martyrium eine höhere Rechtfertigung nicht denkbar schien.

Die lebensweltliche Erfahrung und Erinnerung der Juden drängte sich als Ergänzung auf, nachdem diese in der Nationalgeschichte eines Bauernvolks bisher absent gewesen oder höchstens als marginalisierte, ausländische Gruppe von elsässischen Viehhändlern und ostjüdischen Flüchtlingen knapp wahrgenommen worden waren. Das bedeutete zugleich, dass die historische Perspektive eines uralten, über viele Länder verteilten und dort immer wieder bedrohten und verfolgten Volkes ernst genommen werden musste von einem Staatsvolk, das in grosser Kontinuität und relativer Geborgenheit seit Jahrhunderten dasselbe Land bewohnte, nie Vertreibungen und um 1800 letztmals kollektive Beraubungen erlebt hatte, so dass man selbst nach Industrialisierung und Landflucht noch oft vom Nachnamen auf den Bürger- und Herkunftsort schliessen konnte.

Die Konfrontation der verschiedenen Perspektiven und Geschichtsbilder erfolgte nicht nur in einer Phase des globalen Umbruchs, sondern zu einem Zeitpunkt, da auch die Schweiz aus einer jahrzehntelangen Stabilität heraus gleichsam „auf die Welt“ kam, sich als ein Gebilde erfuhr, das sich zumindest von der europäischen Umwelt keineswegs so unterschied, wie das Reden vom Sonderfall hatte glauben machen. Als Stichworte für diesen sozialen und vor allem mentalen Umbruch genügen zum Beispiel die Armeeabschaffungsinitiative, die Affäre Kopp oder die Fichenafläre. Gleichzeitig traten um 1990 die Funktionseliten ab, die den Aktivdienst noch als Soldaten persönlich miterlebt und die kollektive Erinnerung an die

15 Stuart Eizenstat, U. S. and Allied Efforts To Recover and Restore Gold and Other Assets Stolen or Hidden by Germany During World War II, May 1997, iii–xii.

Weltkriegsjahre gepflegt hatten. Im Bundesrat gehörte der 1995 zurückgetretene Otto Stich als letzter dieser Generation an. Damit fiel die während 50 Jahren prägnante politische Kommunikation über das Kriegsgedächtnis weg, wichtige Akteure der Debatten ab 1996 wie der Aussenminister Flavio Corti oder der Bankier Marcel Ospel hatten kaum – weder im affirmativen noch im kritischen Sinn – eine Ahnung von und ein Interesse an den Erzählungen der Aktivdienstgeneration.

Was waren unter diesen Umständen die Folgen und die soziale Funktion der Weltkriegsdebatte für die Schweiz(er)? Im Kern ging es um eine Reorientierung angesichts der globalen Veränderung der Jahrtausendwende, also um eine Revision der Vergangenheitsbilder, um verschiedene Handlungsoptionen für die Zukunft zu prüfen. Dabei wurden oft auch Phänomene kommunikativ vermittelt und verarbeitet, die unmittelbar gar nichts mit der Debatte zu tun hatten, sondern bei der Suche nach neuem Handlungsspielraum ins Bewusstsein gerieten, zum Beispiel die Tatsache, dass mit der Nationalbankgoldreserve eine Summe in zweistelliger Milliardenzahl „verfügbar“ war und für die schliesslich gescheiterte Solidaritätsstiftung vorgesehen wurde; oder die neuen Gewinndimensionen der Banken vor allem in den USA. Die politisch in der Schweiz nicht vermittelbare Summe von 1,2 Mrd. Dollar für die Globallösung, welche die Grossbanken CS und UBS im August 1998 mit amerikanischen Sammelklägern aushandelten, war betriebswirtschaftlich ein Klacks. Für die beiden Grossbanken als „global players“ war auch klar, dass sie ihren Mitarbeitern und Kunden weltweit und in den USA letztlich mehr verpflichtet waren als dem Heimmarkt, weshalb sie gegenüber den amerikanischen Klägern konzilianter auftraten als etwa die Kantonal- und Privatbanken. Wer das nicht erkannte, wie der UBS-Verwaltungsratspräsident Robert Studer, musste abtreten. An die Stelle dieser Generation trat ein neuer Typ von Manager: nicht deutsch-französisch und mit einer Offizierslaufbahn vorbereitet auf den Heimmarkt mit seiner Logik des direktdemokratischen und verbandsinternen Aushandelns, sondern nach Ausbildungsjahren in den USA mit gutem Englisch bereit für den globalen Wettbewerb, in dem Schweizer Milizämter, Parteiaktivi-

tät und Zunftzugehörigkeit weniger zählten als das Handicap beim Golf. Dadurch kam auch eine Elitenfragmentierung in der Schweiz zum Ausdruck, wobei die einigermaßen homogene Führungsschicht des Kalten Kriegs sich sehr rasch ausdifferenzierte, wenn Spitzenbankiers das Zwanzigfache und mehr von Bundesratslöhnen verdienten. Dafür mussten (und müssen) diese Manager und Bankiers sich an die erwähnten internationalen, also zumeist amerikanischen Businessregeln gewöhnen, von der Corporate Governance bis zur Political Correctness; und im Tausch dafür galt es die Erinnerung an die martialischen alten Eidgenossen preiszugeben, was nur noch wenig Tränen provozierte.

Anders sah dies für die Politik(er) aus, die nicht anonymen internationalen Aktionären, sondern real polternden Schweizer Wählern verpflichtet war(en). An der Opposition der Stammtische scheiterte etwa die geplante Solidaritätsstiftung, die nach ökonomischem Kalkül unproblematisch gewesen wäre und als Geste der Versöhnung internationalen Goodwill hergestellt hätte – aber als unterwürfige Geste der Entschuldigung diskreditiert werden konnte. Die Nationalkonservativen erkannten die Solidaritätsstiftung und die ganze Weltkriegsdebatte als das Kampffeld, auf dem es um die Aussenpolitik, aber ebenso um die Identität des Landes ging. Sollte man den Maximen der Jahrzehnte zwischen 1933 und 1989 weiter folgen, im neutralen Alleingang die nationale Souveränität bewahren – oder hatten sich die globalen Verhältnisse mit dem Fall der Mauer so grundlegend verändert, dass die Schweizer Aussenpolitik gleich den Bankiers nach neuen Pfaden suchen musste? Wenn man den Sonderweg fortsetzen wollte, musste man nach dem Wegfall der sowjetischen Bedrohung ein neues Feindbild liefern, einen neuen, ausländischen Gegner der nationalen Gemeinschaft. Die patriotische Gemeinschaftssemantik der Nationalkonservativen bezweckt von jeher und vor allem in Krisen- und Übergangsphasen, den Bürgern vorzumachen, dass die funktionale Differenzierung der modernen Gesellschaft in Teilsysteme und damit die inkohärente Vielzahl von alternativen Lebensformen und -entwürfen nicht zwingend ist, sondern in der Wertegemeinschaft „Nation“ aufgehoben werden kann – wobei

nicht selten die a-nationalen Juden als externe Fremde ausgegrenzt werden.¹⁶ Dank dem feinmaschigen schweizerischen Milizsystem (und dem entsprechenden Filz), aber auch dank praktizierten Bürgertugenden hatte diese Gemeinschaftsrhetorik bis 1989 durchaus eine gewisse Basis. Der Nationalrat war zugleich Unternehmer und Offizier und Vorsitzender des lokalen Kunstvereins. Die erwähnte Elitensegmentierung führte zum Auseinanderfallen dieser Funktionen – was es etwa der nationalkonservativen SVP erlaubte, von der viertgrössten zur grössten Schweizer Partei aufzusteigen, indem sie über die Bürgerferne und Abgehobenheit von Regierungen und Parlamenten lamentierte, während die Linke ihre Empörung auf explodierende Managerlöhne und den Bedeutungsverlust des Staates richtete.

Die Schweizer Krise seit 1989 hat nicht nur die aussenpolitische Orientierungslosigkeit vor Augen geführt, sondern auch die Bruchstellen der postmodernen polyzentrischen Gesellschaft, in der die beruhigende, Sicherheit spendende Fiktion einer einheitlichen, integrierenden Nation hinfällig geworden ist. Wer aber repräsentiert diese Zerrissenheit besser als der Manager, der ohne echte Heimat von Flughafen zu Flughafen fliegt und mit geschickten und rücksichtslosen Aktionen Millionen und Milliarden scheffelt? Solche Figuren werden aber in erster Linie nicht mit den Ospel, Vasella, Ackermann assoziiert, die es in jedem Land gibt. Vielmehr sind es die jüdischen Financiers, die russischen Oligarchen, amerikanische Unternehmer wie Edgar Bronfman – Angehörige sowohl eines konkreten Staates als auch eines weltweit verstreuten Volkes, eine ideale Kombination im Zeitalter der grenzenüberwindenden Globalisierung.

Dieses Bild braucht hier nicht weiter ausgemalt zu werden. Die entsprechenden Verschwörungstheorien finden sich mit ihren langen nationalistisch-antisemitischen Traditionen im Internet und schlugen sich auch in dem berüchtigten Interview nieder, in dem Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz Ende 1996 „gewissen“ Kreisen unterstellte,

16 Dazu Klaus Holz, *Gemeinschaft und Identität. Über den Zusammenhang nationaler und antisemitischer Semantiken*, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 23 (1998), H. 3, 3–25.

sie wollten den Finanzplatz Schweiz zerstören.¹⁷ Trotz dem starken und oft unverhohlenen antisemitischen Sukkurs, den Delamuraz' Äusserungen fanden, kann man festhalten, dass in der Schweizer Weltkriegsdebatte die Dämme gegen den offenen Antisemitismus zumeist gehalten haben, zumindest in der Öffentlichkeit; an den Stammtischen und in den anonymen Leserbriefen sah es allerdings anders aus. Dort wurde die Sichtweise vertreten, dass die Schweiz in den Kriegsjahren möglicherweise Fehler gemacht hatte, allerdings unvermeidliche im Sinn des geschilderten Geschichtsbilds. Wenn aber „ausländische jüdische Kreise“ dauernd diese Fehler thematisierten, bewiesen sie unversöhnliche Rach- und Herrschsucht und provozierten damit Antisemitismus unter den Schweizern, die grundsätzlich bereit seien, über die Vergangenheit Rechenschaft abzulegen – als ob vor 1995 auf Schweizer Seite die verschiedenen Ansätze seriös verfolgt worden wären, etwa die Problematik der nachrichtenlosen Vermögen gründlich abzuklären. Die durchaus auch explizite Aufforderung der Nationalkonservativen an ihre jüdischen Mitbürger in der Schweiz lautete: „Beweist, dass ihr gute Schweizer und damit gute Juden seid, indem ihr den bösen Juden im Ausland entgegentretet und widersprecht.“

Diese Erpressung lief auf die Forderung hinaus, die jüdische Erinnerung zugunsten der schweizerischen aufzugeben. Bei Ungehorsam drohte der Ausschluss aus der nationalen (Erinnerungs-)Gemeinschaft. Angemessener wäre es, wenn die Schweizer ihr historisches Gedächtnis der friedlichen Geborgenheit um die Erinnerungen der jüdischen Holocaust-Opfer erweiterten. Das wäre auch zeitgemässer angesichts einer Globalisierung, in der die nationalen Grenzen des 19. Jahrhunderts keine Gewähr mehr bieten dafür, dass aus vormaligen Staatsvölkern nicht schon bald verfolgte Minderheiten werden. Dass die Kombination verschiedener Erinnerungskulturen möglich ist, haben gerade die Schweizer Bürgerinnen und Bürger mosaikalen Glaubens während der Weltkriegsdebatte vorgelebt. Mit dem von Rolf Bloch,

17 Madeleine Dreyfus, Jürg Fischer (Hg.), *Manifest vom 21. Januar 1997. Geschichtsbilder und Antisemitismus in der Schweiz*, Zürich 1997, 13–15.

dem damaligen Präsidenten des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds, ingenios formulierten Postulat „Gerechtigkeit für die Juden, Fairness für die Schweiz“ haben sie gegen die monozentrische Vereinnahmung und die Loyalitätsverpflichtungen der Streitparteien einen klugen und pragmatischen eigenen Standpunkt formuliert und durchgehalten.

Die deutsch-jüdische Literatur als traumatisierte Erinnerung

JAKOB HESSING

Der Mensch, so darf man es zugespitzt sagen, wird erst durch sein Gedächtnis zum Menschen; oder genauer formuliert: erst durch die Weise, auf die er mit seinem biologisch angeborenen Gedächtnis umgeht. Alles Leben lässt sich als Gedächtnisspur eines Bauplanes definieren, der sich mit jeder Geburt, jeder Selbsterhaltung und jeder Fortpflanzung eines Organismus wiederholt, weil er als Erinnerung festgeschrieben ist. Diese Erinnerung aber ist deterministisch, ihre Veränderungen gehen nur allmählich vor, nur in den langen Intervallen der Evolution; der Mensch hingegen hat ein Gedächtnis entwickelt, das sehr viel freier agiert. Es notiert nicht nur das Typische, das sich immer Wiederholende, sondern auch, und besonders, das Einmalige: die Philosophie eines Platon, die Geburt eines Jesus, die Entdeckung Amerikas – Erinnerungen, die sein Leben nicht wie das biologische Gedächtnis im Gleichgewicht halten, nicht in der Homeöostase, sondern verändern. Der Mensch des 21. Jahrhunderts lebt *anders* als der Mensch der Steinzeit.

Das bedeutendste Mittel dieses langfristigen Gedächtnisses ist die Schrift. Sie überwindet unsere Sterblichkeit, indem sie Überlieferungen von Generation zu Generation weiterträgt. Entscheidend für die Geschichte der Menschheit waren die sogenannten „heiligen“ Texte, und nicht zufällig ist in der christlich-jüdischen Tradition das Wort „Schrift“ ein Synonym für sie. In einem ersten Schritt soll hier zunächst die Funktion beschrieben werden, die die Bibel für das jüdische Gedächtnis erfüllt; am Beispiel eines berühmten Autors der deutsch-jüdischen Literatur, Sigmund Freud, wenden wir uns dann der Krise dieser Funktion zu.